

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 10

Artikel: Tobelvolk [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Belletristisches, Kunst und Literatur.

Vorfrühling.

Von Gertrud Bürgi.

Der Frühling wagt die ersten Kinderschritte,
ein Büschel Krokus in der kleinen Hand,
und mit den Augen hell, voll blauer Wunder,
tappt zaghaft er durch das verschlafne Land.

Juhei! Wie lacht die Sonne doch so golden,
nun schwindet schnell des Winters graues Weh!
Stolz reckt der junge Lenz das blonde Köpfchen —
doch plötzlich fällt er tief in weichen Schnee
und schreit und strampelt eine kleine Weile
und schläft dann, sanft gebettet, nochmals ein.

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Hg.

8

Heinrich mußte von der Base weder Bitte noch Mahnung vernehmen. Trotzdem war ihm ihr Wunsch und Wille in nicht zu verkennender Weise bekannt geworden. An einem Abend spät — etwa vier Wochen nach Jörgs Bestattung — kam er von einem Spaziergang zurück und suchte, weil ihm Alleinsein innigstes Bedürfnis war, gleich seine vier Wände auf. Doch wie mußte er staunen, als neben seinem Bett ein zweites stand und Marei sich mit ihrer Arbeit von seinem Tisch erhob.

„Was ist denn hier vorgegangen?“ fragte er in einem Ton, der nichts weniger als Freude verriet.

„Die Mutter hat's befohlen!“ erwiderte Marei lakonisch und schluckte vor Angst.

Das hatte er nicht erwartet, wollte er schier nicht fassen und sah deshalb die Sprecherin durchdringend an. Allein sie setzte vollkommen glaubwürdig hinzu: „Geh, frag sie nur selber. Sie hat mich ganz einfach zur Stube hinausgewiesen und gesagt, da oben sei fürderhin mein Platz. Wir sollen von jetzt an ehrlich für uns selber wirtschaften und auch da oben essen, bis etwas Besseres in Sicht sei. Küche und Geschirr könnte ich so lang mitbenützen.“

„Und —?“ machte er sodann, durch und durch vergiftet. „Was wird damit bezweckt?“

„Das möchtest du Vater und Mutter fragen, falls du nicht von selbst darauf kommst! Sie sind beide noch auf,“ entgegnete sie, einem Spieler nicht unähnlich, der die Pistole an die Schläfe setzt und den höchsten Gewinn im Auge hat.

„Ach so — — zum Heiraten soll ich gezwungen werden! Sag's nur grad heraus! Jetzt fehlt bloß noch die Nummer an der Tür und eine Zwangsjacke! Glaubst du, ich sei so hirnerkrankt und merke das Manöver nicht? Aber holla! So weit hab' ich den Hals noch nicht in der Schlinge. Es könnte sein, daß der Vogel noch einmal auf und davon fliegt!“

Wenn jetzt Vater und Base hinaufgekommen wären, um die Ursache des Lärms zu erkunden, hätte Heinrich sicher

den Mut besessen, zu erklären, er sei nie und nimmer gewillt, ihre Tochter zu seiner Frau zu machen. Doch niemand ließ sich sehn, so sehr der Wüterich seine Stimme anstrengte. Schließlich zog ihn Marei mit verblüffender Gewalt ins Zimmer hinein und schloß sodann Posto vor der Tür.

„Auf mich kommt's ja vor allem an!“ sagte das kleine breite, bleichwangige Frauenzimmer mit den zu rundlichen Fäusten geballten, kurzen fleischigen Händen und dem starken, hochgehenden Busen. „Und jetzt will ich dir auch sagen, wie ich so darüber denke. Also von mir aus kannst du vom Stund' an gehn, wohin du willst. Ich laß' dir nicht mehr nach und erwarte auch gar nichts mehr von dir. Es ist ja wahr, du bist mir von Rechts wegen keine Liebe, keine Achtung und keinen Heller schuldig. Du hast einfach genommen, was dir — ich sag's jetzt ganz aufrichtig — angeboten wurde.“ Sie bedeckte, wie vor Scham, das Gesicht. Es war jedoch nur die Bangnis der Erwartung.

Heinrich betrachtete statt ihrer die Lampe, welche inzwischen einen grünen Schirm bekommen hatte, dann ein kleines Spind, eine zweite Kommode und das doppelte Geschirr auf dem Waschtisch. Ueber einem Stuhl hing Mareis Trauerkleid, das sie heute auf einem Gang ins Dorf getragen hatte.

„Also wahr! Wir sind somit auf Kommando zusammengegeben und ins Pferd getrieben!“ schrie er nochmals auf und bedachte sich schnell, ob er unter diesen Umständen die Nacht noch hier verbringen dürfe. Sie hatten entschieden zu ihrer schlauen Kopulation den rechten Zeitpunkt gewählt. Er war seit einigen Tagen ohne jede Barschaft und zudem durch all die Bedrängnisse seelisch so tief herabgestimmt, daß ihm keinerlei Arbeit gelingen wollte. Das sagte er nun Marei ins Gesicht zu. Auf diesen traurigen Augenblick, der ja nicht ausbleiben konnte, habe sie nur gewartet. Aber auch darin wies ihm diese eine bessere Gesinnung nach, indem sie aus ihrer Ledertasche eine ordentliche Handvoll Silber holte und ungezählt vor ihn hinlegte.

„Nimm, was du brauchst — nimm alles! Du hast noch eine Stunde Zeit, bis der letzte Zug kommt. Pack das Allernotwendigste zusammen — den großen Koffer schick ich dir nach — und geh dann in den Gummischuh hinunter, damit dich die andern nicht hören und du ohne Lärm und Sammer fortkommst. Für mich brauchst du nicht zu sorgen.“

Heinrich fuhr mit weit aufgerissenen Augen auf sie zu. „Ist das dein Ernst?“

„In Gotts Namen, Heinrich,“ sagte sie schwach und streckte ihm mit gesenkten Wimpern die Hand hin. Aber schon stockten von dem tollen Wagnis ihre Pulse. Vielleicht hätte sie ihn jetzt in der Tat verstohlen ziehen lassen, obwohl sie noch stark an der letzten Hoffnung festhielt. Allein er war nur eine kurze Spanne Zeit versucht, diesen erbärmlichen Weg der Rettung einzuschlagen. Ohne sich näher zu erklären, zog er Ueberrock, Aragen, Schuhe aus, setzte sich an den Tisch, nahm ein Buch zur Hand und hielt beide Ohren zu. Hinter ihm tat Marei einen langen, leisen

Atemzug; sie drückte dabei beschwichtigend beide Hände auf die Brust. Dann kleidete sie sich schweigend aus und kam hierzu nicht ein einzigmal nach vorn in den Lichtkreis.

Eine Stunde verging — Heinrich hielt immer noch seinen Kopf und konnte sich doch nicht mehr bewahren. Indem er die Lampe löschte, war es ihm, als bläse er seinem besseren Selbst den Odem aus. Er hätte sich kaum verwundert, wenn jetzt im dunklen Fensterrahmen plötzlich Elsbeths gram- und grauenfündendes Antlitz erschienen wäre...

In jener Nacht versprach er ihr auf Ehr und Seligkeit die Trauung, bevor sie niederkommen werde. Die Mutter aber bekam von diesem Ereignis nicht ein Sterbenswörtchen zu hören. Marei gab ihr nur in einer Art zu verstehen, die so klang wie: „Rühr mich nicht an!“, daß mit Heinrich und ihr bald alles in Ordnung sein werde. Niemand möge es wagen, ihm mit Vorhaltungen in die Quere zu kommen.

Von da an lebte das merkwürdige Pärchen wirklich ganz für sich allein. Marei versorgte ihn mit den leckersten Bissen, die sie aufreiben konnte, ging nie eine Stunde müßig und verhielt sich, wenn er schrieb oder studierte, bei ihrer Nachtdarbeit so still, daß er sich nicht genug wundern konnte über diese innere Macht, die ein heißblütiges Temperament in lammfromme Geduld wandeln konnte. Auf ihre zärtlichen Bitten ging er — zwar nicht gern unter die Leute — häufig Arm in Arm mit ihr spazieren und fuhr sogar einmal mit ihr nach Treustadt ins Theater, denn in ihrem langen schwarzen Kleid sah sie nun doch beinahe fraulich, wenigstens nicht mehr so spitzbübisch und auffallend aus. Zuweilen sprach er davon, eine Stellung als Hilfsredaktor oder einen Korrespondentenposten suchen zu wollen. Seither hörte er sie mitunter schüchtern jenen, wie eine Schwalbe zwitschern, wenn sie unten in der Küche zu schaffen hatte. Aber des künftigen echten Ehestands tat sie anfänglich nur von ferne Erwähnung, etwa wenn sie so kindlich vor sich hinplauschte: „Ach du, ich möchte bloß wissen, wo wir in einem Jahr zusammen hausen!“ Oder wenn sie ihn neckte, was ihm lieber wäre: ein Bub oder ein Maitre? Nur zweimal ereigneten sich zwischen ihnen noch scharfe Gesechte. Das eine Mal kam sie vom Saal herauf, und Heinrich wußte gleich, daß sie irgend etwas mit der Mutter getuschelt hatte. Das genügte schon, um ihm die Galle ins Blut zu treiben.

„Was ist denn jetzt wieder im Schwang!“ gebot er der Scheublickenden zu reden.

Sie stellte zuerst einmal den rechten Fuß auf ihren Stuhl und tat, wie wenn sie nach etwas suchen würde. Dabei sagte sie so obenhin: „Ach, es ist nur wegen dem Bertele!“ So hieß ihr Mädchen, das nun gerade ein Jahr alt war. Doch als ihr wider Erwarten nur häßliche Blicke zuteil wurden und er barsch weiterfragte, setzte sie gezwungen hinzu: „Die Mutter meinte nur, wenn wir doch einig seien, und wenn es dir nicht zuviel werde — weil sie ja doch Jörgs Kinder auf dem Halse habe,“ —

Er ließ sie gar nicht erst ausreden, sondern ging stracks auf die Tür zu, die er sperrangelweit aufriß.

„Augenblicks wanderst du hinunter und bringst ihr meinen Bescheid: Der Balg geh' mich in alle Ewigkeit

nichts an, verstanden! Und wenn sie noch ein einziges Mal davon anfangen, so werde sie's schwer bereuen müssen! Marsch, ich warte da.“

Marei huschte totenblaß an ihm vorbei, kam schon in etlichen Sekunden wieder zurück und setzte sich flugs, wie auf den Mund geschlagen, an ihren Platz. Es ging schier über ihr Vermögen, nicht laut hinauszuhulen, aber sie spürte den Gewitterstoff in der Luft, und daß jetzt ein einziger Wutblick ihr teuer erstrittenes Glück zunichte machen konnte.

„Hast du's ausgerichtet?“ fragte er nochmals kalt. Sie wollte ein kurzes Ja verlauten lassen, allein dabei sprang auch noch ein anderes Tor auf, und sie mußte schnell ihren Stidabschnitt vorhalten, um das sprudelnde Schluchzen zu ersticken. Dieser slavische, kniefällige Gehorsam verfehlte seine fränke Seele beinahe in Ekstase; es tat ihm, dem Tiefgeknickten, wohl, die Geißel zu schwingen über der, die ihn mit unerhörten Ränken und Listen zu sich herabgezogen hatte.

Von seinen ungetrübten, denkfähigen Stunden, deren freilich von Tag zu Tag weniger wurden, begriff sie rein gar nichts. Er hätte ihrethelben getrost ein simpler Schreiber oder Ladendiener sein können, wie angeblich sein Vorgänger einer war. Die anfangs mit ihr angestellten Bildungsversuche mußte Heinrich bald wieder fallen lassen. Zwar hörte Marei ihn gern Geschichten lesen, und da sie seine gute Absicht merkte, gab sie sich sogar redlich Mühe, stets aufmerksam zu erscheinen, allein es blieb wenig in ihr zurück, kein noch so erlesenes Samenkorn gedieh in dieser begehrliehen, lüfternen Halbtierseele. Was konnte sie einmal ihren Kleinen geben und erzählen? Nicht mehr, als was sie selbst von ihrer Mutter empfangen — und das war neben der Rute einzig der gröblich nüchterne Leitfaden: Sei fleißig und sparsam, stiehl nicht, duck' dich vor großen Herren und gedanke, daß Armut eine Schande ist!

Darum machte Heinrich, wenn ihm die gemeinsame Zukunft einfiel, allemal nach innen und außen die Augen zu. Es war schon viel, wenn er einmal noch zur Einsicht kam, daß ihm selber einst eine schönere vorgezeichnete hatte — so groß waren seine Verluste in diesem entnervenden Spiel der Sinne, darin Marei sich ihm zu allem noch in jedem Augenblick überlegen fühlte. Nie verstummten ihre Reize, nie ließ sie den Gefellen in Wunschlosigkeit sinken, und obgleich er, bald entkräftet, sich selbst kaum mehr ähnlich war, mußte er doch immerfort an ihr hangen und bei ihr sein. Mit der Zeit erreichte die schlaue Beherrscherin der Instinkte so ziemlich alles, was sie wollte. Sogar die Wiege mit der kleinen Berta stand nun oben in der Kammer, und Heinrich selbst trug das Kind nicht selten liebkosend in seinen Armen.

Aber gerade an jenem Frühlingsmorgen, als Elsbeths Mutter begraben wurde, kam es in dem ohnehin verrufenen Tobelhaus zu einem Tumult, der bald im ganzen Dorf bekannt wurde. Heinrich war am Vorabend plötzlich in eine lügenjämmerliche Stimmung geraten, in der es ihn gelüstete, sich einmal an Marei sowohl als an der Base sattfam zu rächen für alle Demütigungen, die sie ihm bereitet hatten.

Wie sie schon im Bett waren, sagte er zu Marei: „Morgen früh machst du mir dann ein weißes Hemd und den schwarzen Anzug zurecht. Ich muß mit der Leich.“

Einen größeren Schrecken — das wußte Heinrich genau — konnte er ihr nicht einjagen. Sie richtete sich denn auch sogleich energisch auf.

„Du bist nicht recht bei Trost! Schämst du dich nicht? Und warum solltest du denn „müssen“?“

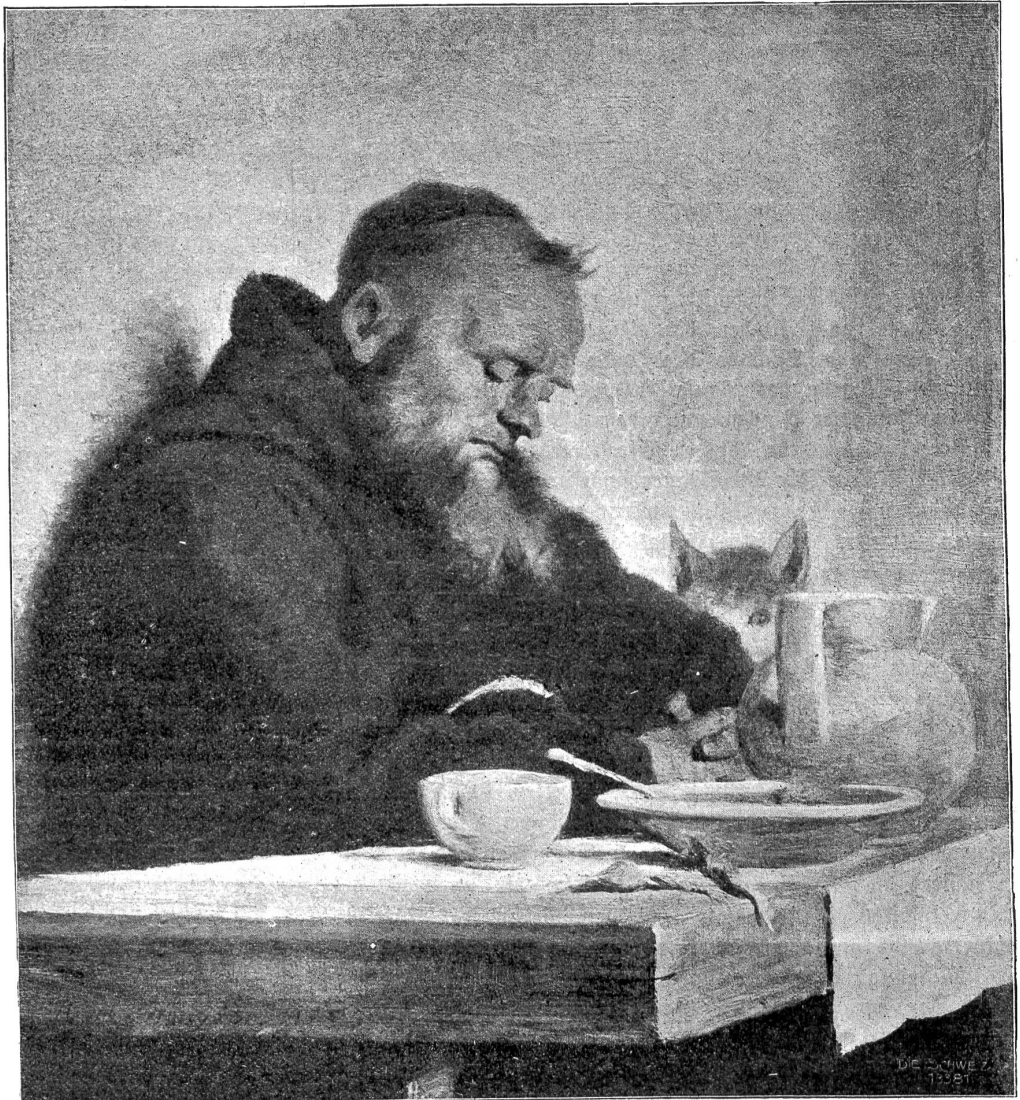
„Das geht dich nichts an!“ erwiderte er höhnisch, ihr den Rücken kehrend.

„So! Selb war mir denn spählich! Ich will doch sehn“ — meinte sie schnell beraten und legte sich desgleichen aufs Ohr. In der Früh stand sie, wie gewohnt, zuerst auf. Und während Heinrich noch schlief, nahm sie sein schwarzes Gewand und verbarg es im Schrank der Mutter, der sie natürlich von seiner Absicht erzählte. Dann machte sie guten Kaffee und brachte ihn hinauf, wo sie von Heinrich, der noch unter der Decke lag, gleich mit der Frage nach seine Sachen empfangen wurde. Sie versuchte zuerst, ihn mit Güte umzustimmen. Es könne ihm doch gar nicht ernst damit sein! So eine Schande werde er ihr und den Ihrigen nicht antun wollen. Ob er denn vergessen habe, von wem er damals geohrfeigt worden — wie Jörg ums Leben gekommen sei? Die Halbensteiner würden sich ja vor Verwunderung die Augen aus den Löchern drehen, wenn er bei diesem Leichgang erschiene. Und überdies solle er doch lieber einmal mit etwas anderem Ernst machen, wobei der schwarze Rock auch mit besserem Anstand zu tragen wäre!

Heinrich sagte gar nichts, so viel sie noch vorbrachte, sondern stand auf, wusch sich und zog ein weißes Hemd an. Als er jedoch den Anzug suchte, war der nirgends zu finden.

Marei nahm das schlafende Kind aus der Wiege, das sofort zu schreien anfang, und ging damit halb bang, vielmehr in einer perversen Spannung und Foltersucht hin und her, den Blick unentwegt fest auf Heinrich gerichtet. Endlich begriff er ihre kühne Taktik. Ohne erst, wie oder wo, zu erkunden, befahl er ihr, die Kleider schleunig wieder herbeizuschaffen.

„Nein, Heinrich — um keinen Preis! Denn ich leid's einmal nicht, daß du uns solche Schande machst. Wir haben



Alfred van Muyden: Cischgebet.

es nicht um dich verdient!“ jammerte sie und setzte sich, weil ihre Knie zitterten und nachgaben.

Heinrich stand immer noch im Hemde da. Auch ihm zitterten alle Glieder, aber vor Wut und nicht vor Furcht. Noch einmal wiederholte er sein Verlangen, und als sie wiederum ihre freche Weigerung hören ließ, schloß er die Tür zu und zog den Schlüssel ab. Marei dachte jedoch nicht entfernt daran, vor ihm zu fliehen; das Kind krampfhaft festhaltend, bat sie, während ihr schon der Schweiß auf die Stirne trat: „Gelt, um Himmels willen, das tußt du nicht. Dazu bist du nicht fähig, du wirst dich an deiner schwangeren Frau nicht vergreifen, Heinrich.“ Er sah mit seinen eingefallenen Wangen, den umdunkelten Augenhöhlen, dem verzerrten Mund einem gefährlichen Tollhäusler gleich. Zuerst entstand ein Kampf um das zappelnde quäkende Kind, das er ihr schließlich entriß und in die Wiege bugsierte, während Marei, die noch im Unterraum war, sich, im voraus weinend, schmerzergeben aufs Bett warf.

„Willst du nun gutwillig gehn!“ fragte er sodann heiser, sich selbst entfremdet, wutschäumend, und ergriff sein Bambusrohr. Aber sie schüttelte nur den Kopf, biß ver-

zweifelt ins Rissen, der Schläge gewärtig, die nun sogleich hageldicht fielen, so daß die Gezüchtigte vor Schmerz gegen ihren Willen aus Leibeskräften um Hilfe rief. Der Vetter Bastian kam an die Tür, klopfte und dörchte, die Base lief ins Freie und schrie da Mord und Totschlag aus. Aber der Rasende schlug drauflos, bis er keine Kraft mehr hatte. Danach trank er in einem wahren Rausch befriedigter Rache seinen Kaffee, ohne sich mehr als mit einem gemeinen Grinsen um das Geschrei drinnen und draußen zu kümmern.

Erst am späten Nachmittag ließ er die wiederum siegreiche Marei zum Kochen hinuntergehen. Er selbst jekte vor Scham und Schande drei volle Tage keinen Fuß über die Schwelle des Hauses. Dagegen hörte er wohl den Dreiklang der Glocken, unter dem die Kantonsrätin zu Grabe getragen wurde. Er versuchte sogar, sich vorzustellen, wie Elisabeth dem Zug der Frauen auch im Leid als höchste Zierde voranschritt, das Antlitz verborgen hinter dem dichten, langen Schleier, die schöne Gestalt ganz von einer milden Trauer umflossen. Dann mochte Heinrich Anderegg sich nicht länger mehr verhehlen, daß er das verächtlichste und und elendeste Geschöpf war, soweit er Menschen kannte. Nur konnte er trotz allem Sinnen nicht begreifen, warum das alles gerade so und nicht anders kommen mußte.

Träg, mit bleierner Schwere rollte ein Gewitter von Osten her. Treustadts Dächer und Türme waren schon düst und grau belagert, zahme Blicke zischelten, schlängelten hin und her am Horizont, und der Donner glich dem Anurren eines schlafenden Hundes. Halb lag der See schon verfinstert da mit jenen feinen Kräuseln, die an weiße Lämmerwölkchen des Himmels gemahnen; die andere Hälfte schillerte noch im fahlen Glanz der Nachmittagssonne.

Marei saß draußen auf der Steintreppe und zog von einem vor ihr liegenden Haufen Rohware scharf äugend einen Abschnitt nach dem andern übers Anie. Wo dann ein Plättchen, ein Hohlraum fehlte, da flog ihre Rechte mit Nadel und farbigem Zwirn emsig hin und wieder. Trotz ihres beschwerlichen Zustandes hielt sie sich vom Morgen früh bis in die Nacht dazu, und ihre Geschicklichkeit war so groß, daß sie ihre halbe Leinwand für eine ganze Stunde berechnen durfte. Diesen Fleiß hatte sie vom Vater geerbt; er frachte ihr einen Taglohn, um den sie jeder Handlanger beneiden konnte. Von Zeit zu Zeit warf sie einen spähenden Blick hinab auf den schattigen Rain, der das Haus vom Tobelweg trennte. Da lag ihr Heinrich in Hemdsärmeln lächelnd im Grase und las mit aufgestützten Ellbogen. Im Gärtchen spielten Jörgs Kinder, deren eines schon groß genug war, das kleine Bertchen zu hüten. Auch diese behielt Marei im Auge; sie durften sich kaum rühren. Bei jedem Schrei wurde ihnen gleich mit der Rute gedroht, von der die böse Tante Marei weit mehr Gebrauch machte als die leibhaftige Mutter. Diese saß, wenn sie nicht Botendienste tat, zumeist bei den Schwiegereltern im Saal und hatte überhaupt nichts mehr zu sagen. Seit das Aufgebot von Heinrichs Trauung mit Marei erfolgt, an den amtlichen Stellen angeschlagen, sogar von der Kanzel herab verkündigt war, hatte die glückselige Braut unumschränkte Gewalt im elterlichen Hause. Jörgs bedauernswerte Witwe mußte wohl oder weh die beiden Vorderzimmer verlassen. Diese wurden mit einem beträchtlichen Geldeaufwand tapeziert

und mit feinen, hellgebeizten Nußbaummöbeln eingerichtet. Heinrich konnte freilich nicht erfahren, woher das Geld eigentlich stammte. Die Base hatte ihm nur eines Tages kurzweg kundgetan, daß denn ihre Marei nicht mit leeren Händen Hochzeit mache; ihre Aussteuer bestehe in dreitausend wohlgezählten baren Franken, wovon die Hälfte zur Herstellung einer gemütlichen Wohnung dienen möge.

Das war nun geschehen. Das schon sehr weit gediehene Paar bewohnte die drei Borderräume des obern Stocks: eine hübsche Stube, die gemeinsame Kammer und ein „Studierzimmer“, wo Heinrich, dem Kinderlärm entrückt, ungestört arbeiten konnte.

In drei Tagen schon sollte die Hochzeit still, nur nach geselligem Brauch begangen werden. Es war ja auch wirklich mehr als hohe Zeit. Mareis Niederkunft konnte schon in wenigen Wochen eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Weg.

Autobiographische Skizze von Paul Hg.

Ich bin 1875 in Salenstein am Untersee geboren und verlebte die ersten Jahre bei den Großeltern mütterlicherseits, die ein stattliches Bauerngut besaßen. Diesen ein unwillkommener Gast wurde ich doch bald der Trost, die letzte große Freude der frommen alten Leute. O Großmutter, o Großvater!

... Dann fehlte ich bei keinem Sichelsschnitt, Ich thronte hoch auf jedem Erntewagen, Nach allen Märkten schleppten sie mich mit — So lag ein Glanz auf ihren alten Tagen.

Zu Hause hatte ich meinen Stuhl am Fenster, von wo ich auf Schloß Arenenberg, den See, die liebliche Insel Reichenau herniederstaunte und den wolkenreichen Lauf der Dampfschiffe verfolgen konnte. Sehr oft fuhr die Kaiserin Eugenie, die jeweilen jeden Sommer nach Arenenberg kam, an unserem Hause vorüber: dann schoß ich jedesmal wie der Wind die Treppe hinunter, wurde zum Stolz der Alten in die Karosse gehoben, von der ihrem Sohne nachtrauernden kaiserlichen Mutter geherzt und stets mit guten Gaben beschenkt. Welche Fülle heiterer, phantasiereicher Bilder, welch ein Nest voll Glück und Jubel, viel zu schön, als daß es dauern konnte!

Der Großvater verlor sein Hab und Gut, die Großmutter starb mir früh hinweg und entschwand der fassungslosen Kindesseele wie ein Traum. Da der leibliche Vater sich nicht um mich kümmerte, die Mutter Fabrikarbeit tat, fiel ich notgedrungen in fremde Hände, die nicht glimpflich mit mir umgingen. Im neunten Lebensjahr wurde ich Handelsmann. Als wenig beherzter Hausierer, mit einem Korb Spezereien auf dem Rücken und einer Brust voll Heimweh nach dem verlorenen Paradies, stapfte ich mühselig kreuz und quer durchs Appenzellerland. Im ersten Jahr nahm mich die Mutter zu sich in die Hafenstadt Rorschach, später nach St. Gallen, wo ich die Realschule besuchte, die unvergeßlichen Freuden des Kadettenlebens mitmachen durfte. Freilich nicht lange. Meine tapfere Mutter, die mit Ausbietung aller Kräfte durchaus etwas Besonderes aus mir machen wollte, wurde mit mir zusammen von einer Typhus-Epidemie ergriffen, und während ich nach zwei Monaten das Spital gesund verließ, mußte sie noch lange leiden und mich wieder anderen Menschen überlassen. Meine Hoffnung, studieren zu dürfen, erfüllte sich nicht. Dafür begann ein ungesegnetes, wechselreiches Wanderleben. Ich hatte keine Leitung, kein festes Ziel; versuchte es nacheinander als Schlosser-, Koch- und Handelslehrling, ohne je eine ordentliche Lehrzeit durchzuhalten. Mit zwanzig Jahren kam ich als Schreiber zu einem